

WIEDER GELESEN

BARBARA SICHTERMANN

VERGEWALTIGUNG UND
SEXUALITÄT - VERSUCH
ÜBER EINE GRENZLINIE¹

In ihren Diskussionen über Vergewaltigung hat die Frauenbewegung indirekt die Umriss eines Konzepts von (weiblicher) Sexualität erkennen lassen, das zu viel ausspart, als daß das nun alles sein dürfte. Sicherlich, das Thema lädt dazu ein, den *Frieden* im Erleben und Äußern von Sexualität zu betonen, aber dabei darf es nicht bleiben, denn: auch dieser Frieden ist militant. So gewiß eine Vergewaltigung nicht nur den Frieden, sondern die körperliche Integrität einer Frau angreift, also ein ordinäres Gewaltverbrechen ist wie jede schwere Körperverletzung, so gewiß geht doch Sexualität nicht auf in einer schlichten Übereinstimmung der Körper, in einem Austausch von Bejahungen. Es hat da, scheint mir, eine implizite Einigung gegeben, die vorschnell war: eine Fiktion von

Eierkuchen-Sexualität, in der zwei lächelnde Gesichter und vier offene Arme zufrieden ineinandersinken. Solange der feministische Protest gegen die Verharmlosung einer Vergewaltigung sich auf die Fiktion einer weiblich-friedlichen Sexualität, die sich zusammenfassen ließe in der Parole: wenn eine Frau nein sagt, dann meint sie auch nein, stützt, solange bleibt die Grenzlinie zwischen Körperverletzung und Sexualität undeutlich. Auf diese Grenzlinie aber kommt es gerade an.

Peggy Parnass hat versucht, wider den Stachel zu löcken – es ist ihr schlecht bekommen. Es trug ihr eine ›Pascha‹-Nominierung in der *Emma* ein², eine Spitzennominierung: sie war die erste Frau. Haben wir denn nicht, schrieb Parnass zum Thema Vergewaltigung, den Wunsch, von einem Mann, den wir selber stark begehren, »heftig genommen zu werden«? Für die Verwendung dieses Klischees hätte Parnass vielleicht einen kleinen feministischen Verweis verdient, aber inhaltlich war sie eben doch auf der richtigen Fährte. Vielleicht haben wir diesen Wunsch, dachte ich, als ich ihren Beitrag las, aber abgesehen davon, daß wir ihn nicht durch eine Formulierung wie »heftig genommen werden« disqualifizieren dürften – ist es tunlich, ihn im Zusammenhang einer Diskussion über Vergewaltigung, welchletztere, wenn sie eine ist, mit diesem Wunsch nichts zu tun haben kann, überhaupt zu erwähnen? Je länger ich darüber nachdachte, desto unumgänglicher schien es mir, von diesem Wunsch zu sprechen, von ihm und von anderen tabuierten Erwartungen, Regungen, Ideen und Phantasien unserer Körper. Anders ist die offenbar unbekannte Grenzlinie zwischen Körperverletzung und Sexualität, zwischen Verbrechen und Lust, die das Thema Vergewaltigung der Klärung entzieht, nicht aufzudecken.

Neulich berichtete mir meine Freundin Esther von einem Besuch des Films *Schrei aus der Stille* (Autorin: Poirier), einem Anti-Vergewaltigungsfilm, in dem zu Beginn der Vergewaltigungsakt aus der Perspektive der Frau gezeigt wird. Esther arbeitet als Dozentin an der Volkshochschule, sie bereitet junge Frauen, die keine Arbeit, oft aber eine Biographie zwischen Heim und Jugendknast haben,

auf den (nachzuholenden) Hauptschulabschluß vor. Sie besuchte den Film mit ihren Kurs-Frauen. Hinterher diskutierte die Gruppe. »Fandet ihr nicht«, so wiederholte Esther eine mehrfach geäußerte Kritik an dem Film, »daß die Vergewaltigungsszene am Anfang zu realistisch und zu ästhetisch war? Daß sie etwas hatte von einem Porno-Film, ja, daß man fürchten muß, daß Männer durch eine solche Szene stimuliert werden?« »Was heißt hier Männer?« sagte da Kursfrau Gaby, »*mich* hat diese Szene angemacht«. »Das Irre ist«, schloß Esther ihren Bericht, »daß ich, als dieser Einwurf kam, wußte: es war mir genauso gegangen. Aber glaubst du, ich hätte es ohne Gabys Bemerkung noch gewusst? Ich hatte es verdrängt, zensiert. Ganz automatisch.«

Daß die sexuellen Phantasien von Frauen Vorstellungen von Vergewaltigung einschließen, daß also die Vorstellung einer Vergewaltigung nicht nur Männer »anmacht«, wurde lange vermutet, inzwischen scheint es empirisch belegt. Mit der wissenschaftlichen Erhebung hat sich aber gottlob auch die Interpretation geändert: Vergewaltigungsphantasien gelten nicht mehr als Beleg für einen elementaren Masochismus des Weibes, sondern lediglich als bildliche Transporte, als Metaphern für die in der »normalen« Sexualität angelegten Bewegungen der Flucht und der Verfolgung, des Versteckens und der Entdeckung, des Verschwindens und des Erscheinens, der Empfindungen von Neugier und Angst, von Schmerz und Erlösung, von Täuschung und Überraschung. Alle diese Bewegungen und Empfindungen konstituieren ein Ritual, ein Spiel, oder wie es manchmal auch heißt: einen »Tanz«, an dessen Gesetze der Vollzug von Sexualität gebunden ist. In den Figuren dieses Tanzes müßten die Elemente verborgen sein, anhand derer sich die gesuchte Grenzlinie nachzeichnen ließe.

Wenn sich die Grenzlinie zwischen Lust und Körperverletzung überhaupt verwischen läßt, wenn Parnass mit ihrer These von der »Heftigkeit« auf der richtigen Fährte war, dann muß es in der Lust selbst ein Moment von (potentieller) Verletzung, von Gewaltamkeit geben oder, um es in den klassischen Termini auszudrücken, Sexualität als nicht-pervertierte müßte mit einem Stück Sadismus

und seinem Komplement, dem Masochismus, legiert sein. Daß das wirklich so ist, scheint mir seit langem bekannt zu sein. Aber die (neue) Frauenbewegung, die doch mit einer feministischen sexuellen Revolution begann, macht einen Bogen um die Implikation dieser Erkenntnis.³ Sie hat sich weitgehend darauf beschränkt, die These vom Masochismus des Weibes zurückzuweisen, eine These, die, soweit ich weiß, eine theoretische Ausformulierung gar nicht erfahren hat, als Meinung aber verbreitet genug war, um dazu beizutragen, die Vergewaltigung als Verbrechen im öffentlichen Bewußtsein zu verharmlosen. Das vorläufig letzte Wort in dieser Polemik haben die Wiener Soziologinnen Cheryl Benard und Edit Schlaffer in ihrer brillanten Expertise über den verbreiteten Typ des masochistischen Mannes in der schönen Literatur gesprochen.⁴

Die Diskussion, soweit sie überhaupt geführt wird, kreist um Zuordnungsfragen: welches Geschlecht ist das sadistische, welches das masochistische? Die Frauen verwahren sich dagegen, in die Leidensbereitschaft abgeschoben zu werden, zu Recht, wenn man bedenkt, in was für Rechtfertigungssysteme die kühne These von der weiblichen Lust am Schmerz eingebaut war. Aber auch der nächste Schritt, die Beanspruchung eines Stücks Sadismus für Frauen – indirekt geschieht ja eine solche Beanspruchung, wenn Frauen einen männlichen Masochismus entdecken – verläßt die Ebene des Zuordnungsstreits noch nicht. Es gibt, vereinfachend gesagt, drei Möglichkeiten, das Problem zu lösen bzw. sich seiner zu entledigen. Erstens, der Sado-Masochismus wird als Perversion abgedrängt und braucht deshalb in der Diskussion um die ›normale‹ (weibliche) Sexualität keine Rolle mehr zu spielen; zweitens, der Sado-Masochismus wird von den Frauen weg auf die Männer projiziert, wobei die heterosexuellen Männer den Sadismus und die homosexuellen den Masochismus zugeteilt bekämen; drittens – und die Leser(innen) ahnen bereits, daß jetzt die ›richtige‹ Antwort folgt – wir lassen die Überlegung zu, ob nicht der Sado-Masochismus, die Lust am Zufügen und Erleiden von Schmerz, ein der ›normalen‹ individuellen Sexualität innewohnendes Element ist, ein Element aus den Figuren des ›Tanzes‹, unabhängig zunächst vom

Geschlecht (und nur durch die jeweiligen kulturellen Definitionen aufgespalten – in hie Sadismus, da Masochismus – und polar auf die Geschlechter verteilt). Wenn diese Überlegung richtig ist, lohnt es sich, jenseits der je herrschenden ›Zuordnung‹ und ihrer Kritik, das Element der Schmerz-Lust selbst, als ein doppeltes, aber ungespaltenes und als frei vom einengenden Merkmal der Definition (›des‹ Weiblichen oder ›des‹ Männlichen) genauer zu betrachten.

Wenn ich davon spreche, daß die Lust am Erleiden oder Zufügen von Schmerz der ganz ›normalen‹ Sexualität innewohne, dann meine ich damit nicht, daß wir alle verhinderte Flagellanten seien. Ich meine damit, daß in der ›normalen‹ Geschlechtslust, im Orgasmus, ein Schmerz wohnt, den zu suchen wir ›normale Masochisten‹ und den zuzufügen wir ›normale Sadisten‹ sein müssen. (Ich verzichte jetzt lieber wieder auf das Begriffspaar ›Sadismus‹ und ›Masochismus‹, weil es nicht ganz paßt, weil es, eng gefaßt, einen anderen, einen paraorgastischen Schmerz meint, der nur die Lustsuche begleitet.) Die orgiastische Lust selbst wirft das fühlende Individuum nicht nur in seinen ›Himmel‹, sie verwundet es auch. Alle Umschreibungen, die für den Orgasmus gängig sind, belegen das: er sei ein »kleiner Tod«, ein »Sturz«, er »höbe die Ich-Grenzen auf«. Ich weise ja hiermit auf nichts Neues hin, vielleicht aber auf etwas relativ Vergessenes: wir sind es, gerade als Frauen, und als Angehörige einer ›sexualrevolutionären‹ Generation quasi gewohnt, von der Sexualität allein ›die Befriedigung‹, die Spannungslösung, das Glück, den Spaß zu erwarten – so daß wir das Bedrohliche, das der »Sturz«, der »kleine Tod« und die Entgrenzung für das Ich auch immer bedeuten, nicht sehen. Ja, wir kommen, als Feministinnen, sogar so weit, das ›Bedrohliche‹ für eine Zutat der Männer zu halten, für ein Element, das frau loswerden kann – und sollte, z. B. durch Penis-Boycott. Es wirft ein Licht auf die Art der lesbischen Beziehungen in der Frauenbewegung, daß diese Projektion möglich war. Eine sexuelle Beziehung ohne ›Militanz‹, ohne Schmerz-Lust, ist etwas Gekünsteltes, ein Unding.

Vor ungefähr drei Jahren lief in der Bundesrepublik der japanische Film *Im Reich der Sinne* (Autor: Oshima). Er war in die

Schlagzeilen geraten wegen einer grotesken Pornographie-Affäre, die aber dann mit der Freigabe des Films endete. Ich habe selbst den Film nicht gesehen, ich habe mir sagen lassen, er sei eher langweilig, aber darum geht es hier nicht. Ich kenne die Geschichte (die ›Story‹) des Films, und die scheint mir schlüssig: ein Liebespaar, das in einer Art von Besessenheit alles Leben und alle Kommunikation außerhalb seiner Körper dispensiert, braucht den Tod, um sich seiner Liebe zu vergewissern: die Frau erwürgt den Mann, der dies selbst wünscht, während des Akts: sie schneidet danach dem Toten die Genitalien ab, die sie als Reliquie behalten will. (Die Geschichte soll wirklich passiert sein.) – Das Motiv des Liebestodes ist in der dramatischen Literatur uralte; was aber *Im Reich der Sinne* von *Romeo und Julia* unterscheidet, ist die Konzentration auf die Sexualität, der Verzicht auf jede Nebenhandlung, auf das Hereingreifen von ›Gesellschaft‹, die als Intrige oder sonstige soziale Nötigung die Liebenden zur letzten Konsequenz triebe. Im *Reich der Sinne* kommt die letzte Konsequenz aus der Sexualität selbst, die Dichotomie Gesellschaft (oder besser: Soziabilität) und Sexualität wird *in* der Sexualität aufgedeckt. Aus dem »kleinen Tod« wird ein wirklicher Tod, und die filmische Darstellung, wenn sie gelungen war, müßte gezeigt haben, daß in diesem Übersprung eine immanente Logik liegt.

Ich zitiere *Im Reich der Sinne*, weil es mir möglich und nötig erscheint, die Geschichte, die dieser Film erzählt, zu verstehen nicht als die eines Exzesses oder einer Abweichung, sondern als die eines Extrems. Im Extrem verbildlicht und verdeutlicht sie das, was ich mit ›Schmerz-Lust‹ oder ›Militanz‹ des sexuellen Friedens (der Befriedigung) meinte. (Sie hat überdies den Vorteil, daß es das Mädchen ist, das in ihr den – letalen – Schmerz zufügt, daß sie also das Thema ›Grenzlinie zwischen Verletzung und Lust‹ jenseits der traditionellen Zuordnung ansiedelt.)

Gewiß bewahrt der gemäßigte Normalfall die Individuen vor Verletzung oder Tötung, aber er läßt sie doch etwas ›Bedrohliches‹ spüren – so es denn wirklich Lust ist, die sie empfinden. Das ›Bedrohliche‹ – und dies ist ein sehr wichtiger Punkt – geht nicht

primär von der/dem anderen aus, es entstammt dem eigenen Lustempfinden, dem eigenen Körper, es spiegelt sich nur im anderen. Aber was heißt ›nur‹, der Spiegel ist wesentlich. Die Rolle, die er spielt, ist immerhin so groß, daß sich schon in das sexuelle Interesse Angst, ja, Abwehr mischen können. Letztere kann sehr stark werden, gerade wenn das Interesse stark ist. Unsere pseudo-hedonistische Kultur kommt mit diesem Widerspruch nicht zurecht, sie versucht beharrlich, die Passion aus der Ekstase zu vertreiben, um das Vergnügen als reines übrig zu behalten; so wird aus dem Sinnengenuß eine Näscherei, aus dem ›Tanz‹ ein (Seiten-)sprung. Wenn die Frauenbewegung sich ihre Radikalität erhalten will, muß sie aufhören, an der Domestizierung von Sexualität mitzuarbeiten, indem sie etwa glauben macht, es brähe ein sexueller Frieden aus, sobald nur die Männer das Feld räumen oder wenigstens dessen von Frauen zu formulierende friedlich-eindeutige Gesetzmäßigkeit respektierten.

Der Kernpunkt meiner These vom Schmerz in der Lust ist, daß der ›Schmerz‹ in der Lust selbst steckt, daß er nicht als Wunsch, zuzufügen oder zu empfangen, auf die Geschlechter verteilbar ist, sondern sozusagen jedem Individuum droht, das überhaupt Lust sucht oder findet. Seit also das Patriarchat eingestehen mußte, daß auch Frauen fähig sind, einen Orgasmus zu erleben, hätte es sich von der Vorstellung eines elementaren rein weiblichen Masochismus (und seinem Komplement, dem rein männlichen Sadismus) trennen müssen. Daß ihm das so schwerfällt, zeigt, wie erschütterlich sein neuerer Glauben an die weibliche Lustfähigkeit noch ist. Es hat allerlei Klauseln in Umlauf gesetzt. Wohl sei das Weib des Höhepunkts fähig, aber ... Seine Kurve verlaufe flacher ... Es wünsche deshalb mehrere Orgasmen ... Es brauche mehr Zärtlichkeit ... Und mehr Gefühl ... Dies alles drohe, den Mann zu überfordern und mit Impotenz zu schlagen...

Ich bin gespannt, wie lang diese Liste von Projektionen und Abwehrtechniken im Laufe der Zeit noch werden wird. Die Frauen möchte ich warnen: es führt zu nichts, wenn wir die ›schmeichelhaften‹ Zuschreibungen (mehrere Orgasmen, mehr Gefühl etc.)

herausgreifen und sie gegen die Männer kehren. Da sie nicht stimmen, können sie uns nichts nützen. Je stärker ein Geschlecht versucht, auf dem Feld von Sexualität dem anderen seine Bedingungen zu diktieren – anstatt zu sehen, daß es nur ein Bedingungsgefüge gibt, das für beide Geschlechter gilt – desto fremder wird uns die Lust, desto bereiter wird auch das Feld für lustfremde Gewalt. Ich versuche hier mal mit einer These einen Hieb durch den gordischen Knoten: Sexualität ist bigeschlechtlich, es gibt sie sozusagen nur einmal, in einer Gestalt, und in der ist sie in jedem, in jeder von uns. *Wir* sind eingeschlechtlich, aber das sagt viel weniger als bisher angenommen über uns einzelne als sexuelle Wesen. Ich glaube nicht, daß sich das Sexualerleben, der ›Tanz‹ im engeren Sinn, von Geschlecht zu Geschlecht wesentlich unterscheidet. Abgesehen von den mit der Mutterschaft verbundenen sexuellen Funktionen, die den Frauen vorbehalten sind, bleibt die sexuelle Erregung und die Geschlechtslust sich gleich, egal, wes Geschlechts der Körper ist, der sie fühlt. All die sorgsam gehegten ›feinen Unterschiede‹ (in der ›Kurve‹, im Zärtlichkeitsverlangen etc.) werden sich nach und nach als Folgen der je geschlechtsspezifischen Beschädigungen erweisen und nicht als genetische Codes. Daß beispielsweise Männer rasch zur Sache kommen wollen, ist nicht mit ihrer größeren (biologisch-sexuellen) Angriffslust zu erklären, sondern mit einer (historisch beschreibbaren) Entstellung ihrer Sexualität, die es ihnen offenbar erschwerte, einen verschlungenen Weg zur Differenzierung ihres Lusterlebens einzuschlagen.

Über den Charakter der zu einem Ritual oder ›Tanz‹ zu fügenden Elemente (von Bewegungen, von Empfindungen), den wir erkunden wollten, können wir jetzt sagen: er sieht für beide Geschlechter Figuren des Sich-Entziehens, des Sich-Weigerns, der Flucht, des Versteckens vor; da aber nicht schlicht der Schmerz geflohen, sondern die mit ihm legierte Lust zugleich gesucht wird, gibt es auch die Figuren des Sich-vor-Wagens, des Entschlusses, der Verfolgung, der Entdeckung, ja, des Angriffs – für beide Geschlechter. Diese Figuren werden ›getanz‹ nicht nur auf den je anderen Körper zu oder von ihm weg, sondern auch auf den eigenen zu oder von

ihm weg. Gewiß gehört es zu den übelsten Hervorbringungen des Patriarchats, daß es durch seine engen Zuordnungsdiktate es den Männern erschwerte, Lust zu suchen über die Figur der Flucht und es den Frauen fast unmöglich machte, Lust zu suchen über die Figur des Sich-vor-Wagens.

Zwar gibt es Bevorzugen mancher Figuren, die den Individuen durch ihre Lebensgeschichte und durch ihr biologisches Geschlecht nahegelegt werden. Aber Festlegungen? Unsere Kultur, die sich durch ihren Glauben an die Machbarkeit von allem und jedem auszeichnet, wird merkwürdig dogmatisch, wenn es um die Frage der Öffnung sexueller Rollen geht. Aber ich vermissen nicht nur Phantasie und Experiment in Bezug auf Erweiterung der traditionellen Rollen-Fächer, sondern auch die Fähigkeit, ein bestimmtes Rollenelement als doppeldeutiges oder doppelpraktisches zu verstehen. Die meisten Eigenschaften haben eine komplementäre Seite – die zwar nach innen oder unten gekehrt sein mag, aber deshalb nicht weniger wirksam ist. ›Wie man's auch dreht und wendet, murmelt das aufgeklärte, lernbereite Patriarchat, ›die Frau ist nun mal durch ihre Anatomie eher zur Passivität bestimmt‹. Fragt frau, alarmiert durch das verräterische ›nun mal‹ nach, was da gemeint sei, erfährt sie, daß Passivität gleichgesetzt wird mit der Bereitschaft, etwas Nicht-Gewolltes über sich ergehen zu lassen. Der Unterwerfungswunsch, den jede Herrschaft in sich wachhalten muß, hat im Falle der Männerherrschaft die Vorstellung von sexueller Passivität nachhaltig pervertiert. Selbst wenn Frauen der Passivität stärker zuneigen sollten als Männer – wieso ›nun mal‹? Es bedeutete nur, daß sie sich einer Situation besser überlassen, nicht daß sie sich besser überwinden können. Was für ein Glück ist die Fähigkeit zur Passivität, wenn es unwillkürliche Körpersensationen sind, die die Sekunde regieren! Der alte Freud war hier ein besserer Dialektiker als wir, die wir glauben, so viel weiter zu sein. »Man könnte daran denken«, schrieb er, »die Weiblichkeit psychologisch durch die Bevorzugung passiver Ziele zu charakterisieren«. Aber das dürfe nicht mißverstanden werden: »Es mag ein großes Stück Aktivität notwendig sein, um ein passives Ziel durchzusetzen.«⁵

Was ist nun der langen Rede Sinn für das Thema Vergewaltigung? Eine Vergewaltigung ist nur sehr vermittelt ein sexueller Akt, sie ist, das hat die Frauenbewegung wiederholt einleuchtend dargestellt, zuvörderst eine Demonstration von Macht, von Autoritäts- und Unterwerfungswillen, ein Versuch, die Dominanz der Männer mit den Mitteln körperlicher Gewalt (wieder)herzustellen, ähnlich wie das Verprügeln der Ehefrauen und Freundinnen. Der Vollzug des Gewaltakts mit dem Sexualorgan sexualisiert diesen Akt nicht, sondern zeigt nur, daß der Vergewaltiger nicht allein die Frau, sondern auch die Sexualität verachtet und unterwerfen will. Eine Verwechslung von Vergewaltigung mit der Figur ›Flucht‹ und ›Angriff‹ im sexuellen Ritual verböte sich also von der Sache her. Es ist das Patriarchat, das seit Ewigkeiten diese Verwechslung suggeriert und für sich, wo es vergewaltigt, frech die mildernden Umstände sexueller Ekstase reklamiert. Für diesen kalten Hohn auf die Frauen und auf die Sexualität hat es jeden Tritt in seine Weichteile verdient. Wir aber arbeiten ihm zu, wenn wir, statt die Grenzlinie zwischen Gewalt und Lust unter Rücksicht auf die Figur ›Flucht und Angriff‹ (also auf die Schmerz-Lust) neu zu bestimmen, die Existenz oder Berechtigung jener Figuren leugnen und so dem Patriarchat die Möglichkeit lassen, die ja tatsächlich existierenden Figuren vorzuschieben, wenn es Gewaltakte begeht.

Es ist sehr gut möglich, daß eine Frau ›nein‹ sagt, wo sie ›ja‹ meint, es ist ebensogut möglich, daß ein Mann das tut. Und beide brauchten doch nicht zu täuschen, sondern im ›nein‹ das ›ja‹ meinen, wie überhaupt – wegen des Doppelcharakters der Lust – ein Ja vom Nein manchmal schwer zu scheiden ist, das eine sich im anderen ausspricht und die Lust durch Vertauschung, Täuschung und Verwirrung, die immer auch ›ehrlich‹ sind, gesteigert werden mag.

Es ist dennoch letztlich unmöglich, ein um Lusterwartung und -angst kreisendes Nein zu verwechseln mit dem Hilferuf eines Vergewaltigungsopfers: und daß sich das Patriarchat in dieser Verwechslung so verdammt sicher fühlt, spricht ein hartes Urteil aus über die Qualität der erotischen Kultur, die es geschaffen hat. Eine Unkultur, so nihilistisch und brutal wie die Erektion eines

Vergewaltigers. Warum gibt es nicht mehr Männer, die davor erschrecken, daß Vergewaltigung möglich ist, daß sie als Sexualdelikt abgehandelt wird, womit implizit die Sexualität der Männer zur Zuchtrute herunterkommt? Die, die ihr Erschrecken doch ausdrücken, stehen jedenfalls auf unserer Seite, die Front in Sachen Vergewaltigung trennt nicht die Geschlechter, sondern das Patriarchat von seinen Kritikerinnen und Kritikern.

Es ist vielleicht ein Trost, daß das Patriarchat mit seiner Verwechslung von Lust-Nein und Verzweiflungs-Nein vor allem seine eigene Sexualität denunziert hat. Da gibt es auch für Männer nichts mehr, das sie zu verteidigen hätten. Wir könnten ganz neu beginnen.

- | | |
|---|--|
| <p>1 Wiederabdruck von Sichtermann, Barbara: <i>Vergewaltigung und Sexualität</i>. In: Dies., <i>Weiblichkeit. Zur Politik des Privaten</i>. Berlin 1987: Wagenbach © 1987 Verlag Klaus Wagenbach, Berlin.</p> <p>2 Heft 4, 1980</p> <p>3 Das gilt natürlich nicht für jede Feministin. Es gibt Ausnahmen, z. B. Mona Winter in: Kursbuch 60, Berlin 1980; Renate Schlesier in: <i>Weiblich - Männlich</i>, Berlin 1980; Maria Wieden in: <i>Ästhetik und Kommunikation</i>, Heft 43, Berlin 1981</p> | <p>4 in: <i>Der Mann auf der Straße</i>, Reinbek 1980</p> <p>5 S. Freud, <i>Gesammelte Werke</i>, Bd. 15, Frankfurt 1961, S. 123</p> |
|---|--|